



Als ich ihn kennen lernte, betrat er den überfüllten Hörsaal der Freien Universität Berlin vor mehreren tausend Studentinnen und Studenten, Assistenten, Professoren und auswärtigen Gästen sowie weiteren Referenten im Auditorium Maximum. Die Studenten saßen auf Fensterbänken und Treppen in dicken Trauben.

Die Atmosphäre war geladen, die Lautstärke zum Teil unerträglich, Pfiffe, Gelächter, Zwischenrufe erfüllten den großen Raum. Es war nicht schwer, die Vertreter des Verfassungsschutzes in ihren diskreten Anzügen zu erkennen. Auch Polizistengruppen standen in dunklen Ecken. Die Menge war aufgeregt, da der AStA zu Themen der gesellschaftlichen Revolution und Entwicklung neben Soziologen und linken Gewerkschaftern einen sozialdemokratischen Politiker eingeladen hatte. Den Sozi würde man auslachen und fertig machen.

Es war die Zeit der Sit-ins und Teach-ins, die Zeit der „Kritischen Universität“, die Zeit der Emanzipation von den althergebrachten Regeln der Professorenuniversität. Es war die Zeit der weltweiten Kritik am Vietnam-Krieg der Amerikaner, aber auch der Beginn der Aufarbeitung der Naziverbrechen der Elterngeneration. Einige wenige Professoren wurden respektiert als humane und intellektuelle Autoritäten - der Theologe Helmut Gollwitzer etwa oder der deutsch-amerikanische Politikwissenschaftler Herbert Marcuse -, Politiker wie der Berliner Bürgermeister Klaus Schütz aber wurden demonstrativ ausgepiffen. Nur wenige bekannte Sozialdemokraten trauten sich zur Diskussion (etwa Schulsenator Carl-Heinz Evers) – obwohl Jungsozialisten und linke Sozialdemokraten in den Studentenvertretungen meist die Organisation der Veranstaltungen wahrnahmen.

Jochen Steffen war seit einigen Jahren Landes- und Fraktionsvorsitzender der SPD in Schleswig-Holstein und galt als linker Flügelmann der Partei. Im Gegensatz zu Anderen verzichtete er auf taktische und opportunistische Einlagen: Seine Gesellschaftsanalyse war fundamental und gespickt mit marxistischen Zitaten. Anfangs wollten seine Gegner ihn deshalb als Heuchler darstellen, aber dann hörten immer mehr zu. Steffen nahm keine Rücksicht auf die konservativen Strukturen und programmatischen Leitsätze seiner Partei – er deklamierte aus seiner souveränen Überzeugung heraus und provozierte seinerseits die aufmüpfigen Studenten wegen ihres chaotischen Handelns. Seine plattdeutschen Kommentare und Döntjes riefen immer mehr Lacher und zustimmenden Beifall hervor. Sein immer wiederholtes Credo war: „Für diese Arbeiterbewegung erfolgt der Aufbau der Gesellschaft auf den Interessen derjenigen, die in der Gesellschaft ganz unten sind, die Erniedrigten und Beleidigten. Dazu verpflichten uns Menschlichkeit und Solidarität gleichermaßen.“

Wir junge Sozialdemokraten im AStA und den Studentenvertretungen waren begeistert und luden den Schleswig-Holsteiner immer wieder ein. Steffen war einer der ganz wenigen Sozialdemokraten,

## Gert Börnsen: Erinnerungen an Jochen Steffen

Alle im Folgenden abgedruckten Fotografien stammen von Arne Börnsen (dem Bruder von Gert Börnsen).

Arne Börnsen ist studierter Schiffstechniker, war unter anderem tätig bei der ‚A. G. Weser‘, Schiffbau und Maschinenfabrik in Bremen und in der Investitionsplanung der Daimler-Benz AB, Werk Bremen. 1980 bis 1983 sowie 1987 bis 1998 vertrat Börnsen (SPD) den Wahlkreis Verden/Osterholz (Niedersachsen) im Deutschen Bundestag und machte sich einen Namen als Fachmann für Post und Telekommunikation. Nach Abschluss seiner Abgeordnetentätigkeit wurde Börnsen zunächst Vizepräsident der Regulierungsbehörde für Telekommunikation und Post in Bonn, wechselte anschließend in die Unternehmensberatung, seit 2003 als Inhaber der ‚AB Consulting‘ mit Sitzen in Düsseldorf und Berlin. Arne Börnsen ist ein passionierter Fotograf. Die hier reproduzierten Aufnahmen sind als Schwarz-Weiß-Negative entstanden.

Unsere für die Beiträge von Gert Börnsen und Friederike Steiner vorgenommene Auswahl an Fotografien Joachim Steffens entstand – mit einer vermerkten Ausnahme – auf dem SPD-Landesparteitag am 7./8. Juni 1975 in Travemünde. Es ist jener Parteitag, an dem der Landesvorsitz der SPD von Joachim Steffen auf Günther Jansen übergang. (Uwe Danker)

Joachim Steffens Abschiedsrede als SPD-Landesvorsitzender auf dem SPD-Landesparteitag am 7./8. Juni 1975 in Travemünde. Der Bedeutung gemäß filmt der NDR, hier ein (zeitgemäß langhaariger) Kameramann hinter dem Redner erkennbar.

Foto: Arne Börnsen





die mit lautem Trommeln den Saal verlassen konnten. Die Berliner SPD – ohnehin überwiegend stockkonservativ bis reaktionär – hätte ihn am liebsten geächtet; die jungen Leute aber liefen ihm in Scharen zu. Jochen Steffen war 1968/69 nicht nur in seinem Landesverband, sondern an den Universitäten und in zahlreichen großen Städten ein wirkungsvoller Magnet für das soziale und globale Weltbewusstsein der jungen Leute, die nach neuen Perspektiven suchten.

Jochen Steffen ist seit über zwei Jahrzehnten tot, er starb nach langer Krankheit am 27. September 1987 mit 65 Jahren in Kiel. Bis heute ist der Redner und Buchautor, von dem zahlreiche Konzepte vorliegen, von seiner Partei oder der politischen Öffentlichkeit nicht gewürdigt worden. Er hat eine ganze Generation von jungen Menschen beeinflusst und ein demokratisches Leitbild vorgeführt. Und doch ist nur wenig aus seinem Denken und Handeln geblieben.

Als Jochen Steffen im Mai 1946 der SPD beitrug, merkte seine Mutter an, nun „sei er in Hein Butter sein Verein“. Im agrarischen Schleswig-Holstein waren das die Dorftrottel.

Karl Joachim Jürgen Steffen wurde am 19. September 1922 in Kiel geboren, er machte 1941 das Notabitur, war Marine-Soldat; er heiratete drei Tage nach der Kapitulation am 11. Mai 1945 in Schleswig die Berliner Mode-Designerin und ehemaligen Feldwebel in Gotenhafen, Ilse Annemarie Johanna Zimmermann, die ihn zehn Jahre lang finanzierte. Er studierte an der Universität Kiel Literaturwissenschaft, Philosophie, Psychologie und Soziologie bis 1949. Anderthalb Jahre war er Assistent des Kieler Professors Michael Freund am Seminar für Wissenschaft und Geschichte der Politik. 1954 wurde er Landesvorsitzender der Jungsozialisten (und erhielt prompt ein Jahr später „Redeverbot“ wegen massiver Kritik am Parteivorsitzenden Ollenhauer). Im gleichen Jahr wurde sein Sohn Jens-Peter geboren. Steffen wurde Chefredakteur bei der „Flensburger Presse“ und Leitartikler der Kieler „Volkszeitung“, kandidierte vergeblich für den Deutschen Bundestag, kam aber über die Landesliste 1958 in den Schleswig-Holsteinischen Landtag. 1965 wurde er nach Walter Damm Landesvorsitzender und im Oktober 1966 (im Handstreich gegen Wilhelm Käber) Fraktionsvorsitzender und Oppositionsführer, er war Spitzenkandidat der SPD in den Landtagswahlkämpfen 1967 und 1971. Noch in der Wahlnacht 1971 – nach schwerer Erkrankung – gab er seinen stufenweisen Rücktritt bekannt: 1973 trat er als Fraktionsvorsitzender zurück und gab 2 Jahre später auch den Landesvorsitz auf. Steffen war Mitglied des SPD-Bundesvorstands ab 1968 und wurde später Vorsitzender der Grundwertekommission. Aus tiefer Enttäuschung verließ er im November 1979 seine Partei. Er schrieb einige Bücher („Strukturelle Revolution“), zahlreiche Aufsätze und Satiren, und lebte zuletzt mit seiner Frau in Österreich.

Steffen war gleichzeitig Journalist und Politiker, was kaum harmonieren konnte. Sein Redakteurskollege Gerhard Gründler sprach von einer „Doppelbegabung mit letztlich Unvereinbarem“, die „ihn

ins Abseits“ drängte. Steffen hatte genialen Sprachwitz und Anlagen zu einem Volksschriftsteller. Seine größte Stärke aber war die (marxistische) Gesellschaftsanalyse, gewürzt mit bildhafter Rhetorik. Als Redner war er ein Original, das im Schleswig-Holsteinischen Landtag ohne Beispiel blieb. Die Schärfe seiner Rhetorik war oft verletzend, seine politische Polemik kraft- und humorvoll, aber vernichtend, seine oft wütenden Ausfälle grenzten an politische Demagogie. Steffen polarisierte die Menschen: in jedem Dorf überfüllte Säle, meist neugieriges Publikum wie bei einem Zirkus-Dompteur oder einem Zauberer, aber oft auch hasserfüllte Widersacher, die ihn niederschreien wollten. Der Redner Steffen setzte alle Kraft in seine Argumente und seine Rhetorik, er wollte Jeden und sofort überzeugen und sei er auch noch so hinterwäldlerisch, und er begeisterte die Menge, die ihn bewunderte, oft aber auch fürchtete. Seine bildhaften Zukunftsperspektiven des sozialen Zusammenbruchs, der globalen Konflikte und der vergifteten Umwelt verängstigten viele Menschen, die – von der konservativen Presse emotionalisiert – Schutz bei den bodenständigen Parolen des Landes („Alles bleibt wie es ist!“) suchten. Der Zulauf zum Wahlkämpfer Steffen wurde immer größer und stärker.

Schon im Wahlkampf 1967 engagierte sich der Schriftsteller Günter Grass für den Kandidaten Steffen und seine Partei. Als Preisträger 1969 berichtete Grass in seiner Büchner-Preisrede in Darmstadt über die Mühen des Wahlkämpfers und „Erklärers“ Steffen. 1970 kam Siegfried Lenz hinzu, der sich in Reden der Ostpolitik annahm. Zu den langjährigen Freunden gehörten auch Heinrich Böll und Rudolf Augstein.

Obwohl Steffen keine Rücksicht nahm, wenn er seine politischen Gegner angreifen und verletzen konnte, war er selbst seltsam dünnhäutig. Die Angriffe insbesondere der Zeitungen des Springer-Konzerns und ihres aus der Nazizeit stammenden Karikaturisten trafen ihn tief, noch mehr allerdings die ängstlichen und opportunistischen Einwände seiner Kolleginnen und Kollegen im Landtag und im Landesvorstand. Steffen gelang es immer wieder mit großer Überzeugungskraft seine Gremien hinter sich zu scharen, aber insbesondere einige der pragmatischen Kommunalpolitiker und die frühen Leitfiguren aus den fünfziger Jahren blieben auf Distanz. Seine politische Macht im Landesverband bestand in der Begeisterungsfähigkeit der jungen Leute, die schon bald die Mehrheit auf den Parteitag und in vielen Gremien besetzten, die ihn liebten und oft anhimmelten.

Konservativere Kommunalpolitiker versuchten 1970, den designierten Spitzenkandidaten zur Landtagswahl durch den Kieler Oberbürgermeister Günter Bantzer zu ersetzen und erlitten eine schmachvolle Niederlage. Schon vorher hatte es eine Vertrauenskrise auf dem Parteitag gegeben, im Rahmen dessen der Vorstand zurücktrat, aber dann doch mit großer Mehrheit Steffens Konzept guthieß und ihn wiederwählte. Bei der Wahl zum Ministerpräsidenten ein Jahr später stimmten allerdings zwei namenlose sozialdemokratische

Landtagsabgeordnete demonstrativ gegen Steffen (im Dunkel der Wahlkabine). – Einige Intrigen im Verband stärkten letztlich den engen Zusammenhalt der jungen Sozialdemokraten gegenüber konservativeren Pragmatikern und stabilisierten die Parteiführung.

Steffen konnte sich auf Freundschaften und enge Kollegen unter den älteren Abgeordneten und Politikern verlassen, die ihn uneingeschränkt unterstützten. Im Landesvorstand war die beherrschende Figur Wilhelm Geusendam, ein früherer holländischer Kommunist und Marxist, ein Organisationstalent und Programmierer, der mit Steffen intellektuell gleichzog und ihn uneingeschränkt unterstützte. Auch Kurt Schulz, der Finanzpolitiker der Fraktion und Bürgermeister von Eckernförde, stand ohne Ausnahme auf Steffens Seite und war eine wichtige Orientierungshilfe für andere Kommunalpolitiker. Bei der Aufstellung seiner „Regierungsmannschaft“ für den Wahlkampf 1971 holte Steffen bundesweit bekannte Professoren wie Reimut Jochimsen und Karl Otto Conrady in sein Team. Der Gewerkschaftsvorsitzende Jan Sierks und der Flensburger Oberbürgermeister Heinz Adler waren ebenfalls dabei.

Steffen war nicht nur ein hochgradiger Individualist und ein rhetorisches Original, er war gleichzeitig sehr sensibel im Umgang mit seinen Kolleginnen und Kollegen. Er konnte Fehler verzeihen, aber taktische Mätzchen im Konkurrenzkampf der Politiker hasste er und konnte dann hart zupacken. Sein Respekt als politischer Führer der Leitungsgremien war allgemein. Die zahlenmäßig stärkste Unterstützung aber fand er bei den Jungsozialisten unter der Führung des jungen Bürgermeisters Günther Jansen und seines Nachfolgers Gerd Walter.

Im Landtag, auf Parteitage und auf Kongressen war Steffen immer wieder ein Erlebnis. In den meisten Fällen hatte er sein Manuskript handschriftlich vorgefertigt, obwohl er seinen Text frei sprach und mit spontanen und witzigen Bemerkungen würzte. Sein Credo war die uneingeschränkte und offenerherzige „Wahrheit“, also die Erkenntnis des Einzelnen, die Summe seines Wissens. Alles andere war für ihn Heuchelei und Betrug, was er rücksichtslos und jedermann gegenüber denunzierte. Er sprach aus, was viele Zuhörer schockierte, verängstigte und in große Furchtsamkeit trieb. Dann aber kam auch seine Perspektive, seine Aufforderung zum gemeinsamen Engagement und zur Kritik der kapitalistischen Klassengesellschaft. – Heute noch betreibt die Politik Diskussionen über Forderungen Steffens aus den siebziger Jahren: globale Sozial- und Umweltziele, internationale Gewerkschaftszusammenarbeit, finanz- und wirtschaftspolitische Perspektiven für Europa.

Steffen war kein Dogmatiker, er konnte sich korrigieren, wenn seine Analyse der Gesellschaftspolitik nicht mehr stimmig erschien. So hatte er in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre programmatisch ganz auf Technologie und Modernität gesetzt: Schleswig-Holstein sollte die modernsten Infrastrukturen haben, Autobahnen und Schnellstrassen, Energie aus zahlreichen Atomkraftwerken. – 1973 begann das Umdenken in der Partei und Steffen stand bald an der

Spitze der Erneuerung. Er revidierte seine Positionen, wurde ein heftiger Kritiker der Kernenergie und fand sich bald in engem Zusammenschluss mit seinem Nachfolger Günther Jansen, der die Brokdorf-Demonstrationen der SPD anführte.

Schon 1966 – zur Zeit des Briefwechsels von SPD und SED im geteilten Deutschland – hatte Steffen als neuer Landesvorsitzender die ersten Forderungen zu einer neuen Deutschlandpolitik initiiert, wie sie bald darauf von Willy Brandt und Egon Bahr umfassend konzipiert wurden. Als demokratischer Sozialist suchte er nach dem „dritten Weg“ zwischen den weltpolitischen Blöcken, besuchte Präsident Tito in Jugoslawien und diskutierte die Abkehr vom orthodoxen Kommunismus. Gegen lauten Protest der Bonner SPD-Zentrale verglich er öffentlich die Intervention der USA in der Dominikanischen Republik mit dem Überfall des Warschauer Paktes auf die Tschechoslowakei.

Der Journalist Steffen war unermüdlich. Neben seinen Leitartikeln, die oft in der Bonner SPD-Zentrale Widerstand auslösten, schrieb er Satiren in Missingsch, der Arbeitersprache von der Kieler Werft (die einst auch Kurt Tucholsky benutzte). „Kuddl Schnöf und seine achtersinnigen Gedanken“ – später von Siegfried Lenz kommentiert in Buchform veröffentlicht – wurden eine politische Chronologie der Zeitgeschichte. 1978 erhielt Jochen Steffen als erster Politiker den Deutschen Kleinkunstpreis für seine Bücher. Auch hier werden „Wahrheiten“ erzählt in der humorigen Form des Dialogs zwischen Kuddl und Natalje: „Aufklärung“ sollte sein gegen den „Volksbetrug“ der konventionellen Politiker- und Journalistenphrasen.

Der Marxist Steffen hatte seine Klassiker rauf und runter verarbeitet und auch hier blieb er bei der subjektiven „Wahrheit“. Für ihn waren die Ziele der Arbeiterbewegung nicht nur eine materiell-soziale Entwicklung des Einzelnen in einer bürgerlichen Gesellschaft, sie waren auch eine Emanzipationsbewegung des Individuums in einer solidarischen Gesellschaft. Die Freiheit des Einzelnen durfte nur im Rahmen der Solidargesellschaft begrenzt sein. Mit dieser Grundthese seines Denkens stand er diametral der autoritär-diktatorischen Struktur der kommunistischen Gesellschaft gegenüber: und weil „autoritär“ das Gegenstück zu „emanzipativ“ war, erklärte er sein freiheitliches Denken für „links“, den leninschen Kommunismus aber für „rechts“. Man kann verstehen, dass diese seine These, die in jeder Versammlung vorgetragen wurde, manchen „Linken“ schockierte, zu gedanklicher Differenzierung – etwa über die Thesen des sog. „Staatsmonopolistischen Kapitalismus“ – beitrug und die „Bündnisfrage“ zwischen Jungsozialisten und jungen Kommunisten provokativ in Frage stellte.

Als der junge Gefreite Steffen aus dem Krieg kam und sich politisch engagieren wollte, fragte er auch beim Büro der Kommunisten in Kiel an, um Informationen und Programme zu erhalten. Die Antwort war, man habe noch keine Programme, die kämen erst aus







Egon Bahr redet mit Joachim Steffen auf dem Podium des SPD-Landesparteitags am 7./8. Juni 1975 in Travemünde: Dem lächelnden Steffen lassen sich die harten letzten Jahre, wohl auch Frustrationen und die Abschiedsrolle vom Gesicht ablesen. Deutet man die Körpersprache Bahrs also richtig als ‚tröstend‘? Im Hintergrund erkennbar Hans Wiesen (MdL, Bordesholm) und Heinz Lund (MdL, Lübeck)  
Foto: Arne Börsen

Moskau. Steffens Weltbild sah sich bestätigt: Er wollte als demokratischer und humaner Sozialist arbeiten und wurde 1946 SPD-Mitglied. Er bekam frühzeitig Führungsfunktionen bei den Jungsozialisten und freundete sich mit dem führenden Hamburger Jungsozialisten Helmut Schmidt an – obwohl sie beide diametral unterschiedliche ideologische Positionen hatten, blieben sie jahrzehntelang im Dialog und in enger Beziehung. Für Steffen gab es keine politischen oder emotionalen Abgrenzungen, wenn eine interessante und geistreiche Persönlichkeit zu debattieren begann: so hatte er – der „Linksaußen“ im Parteivorstand – besonders gute Beziehungen zum „Rechtsaußen“ Hans-Jochen Vogel (der allerdings mit seinen Ämtern und Jahren immer duldsamer, toleranter und weiser wurde).

Auch mit Wilhelm Geusendam, dem Lübecker Kreisvorsitzenden der SPD und Verlagsleiter des „Lübecker Morgen“, gab es weit mehr als nur kollegiale Zusammenarbeit. Wenn beide Marxisten sich in internen Debatten und in freundschaftlicher Form zahlreiche Marx-Zitate an den Kopf warfen, stockte manchem Zuhörer der Atem angesichts des fundamentalen Wissens der beiden Politiker. Geusendam war am Ende der Weimarer Republik ein prominenter Redner der Jungkommunisten in Deutschland gewesen und hatte mit seinem Vater, der in Moskau umkam, die Sowjetunion bereist, später war er von den Nationalsozialisten verhaftet worden, war Lagerältester im KZ Flossenbürg und konnte am Ende des Krieges die Flucht der Gefangenen zu den Amerikanern organisieren. Steffen hatte großes Vertrauen in den Freund, der ihm als Stellvertreter Organisation und Verwaltung perfekt verantwortete und der bis zuletzt um die sozialdemokratischen Zeitungen in Schleswig-Holstein kämpfte. – Einen Vorwurf hätte Steffen dem früheren prominenten Kommunisten nie gemacht: im Gegenteil, er achtete und respektierte die außerordentliche Integrität und die Irrungen auf dem dramatischen Lebensweg des in Bremen geborenen Holländers.

Während eines Bürgerschaftswahlkampfes in Bremen um 1970 wurde Steffen gebeten, in der neugegründeten Universität zu reden. Man wusste wohl, dass kein regionaler Politiker den politischen Aktivisten würde standhalten können. Tatsächlich saßen etwa 120 junge Leute an getrennten Tischen und Steffen erkannte schnell, dass es sich um kommunistische Sektierer handelte: Da waren die konservativen DKP-Vertreter, die KPD, die zersplitterten Gruppen KB, KPD-ML, usw. Steffen begann mit dem „Verrat“ der Kommunisten am Ende der Weimarer Republik, als sie als ihren wichtigsten Gegner die „Sozialfaschisten“, also die SPD, angriffen, während die Nazis für die Kommunisten zweitrangige Gegner waren. Steffen erläuterte und kritisierte detailliert die „Sozialfaschismus“-Thesen der Kommunistischen Internationale und des Exekutiv-Komitees von 1932, die von Stalin und Dimitroff dogmatisch festgeschrieben wurden. – Im Raum wurde es immer lauter, nach 10 Minuten stand der Redner verschmitzt lächelnd und hörte zu, wie sich die kommunistischen Gruppen an den Tischen gegenseitig niederschrien. – Auch hier sprach Steffen unumwunden über die vielen Fehler, die die Sozial-

demokratie in der Geschichte gemacht habe, aber sie habe immer „links“ und auf Seiten von Freiheit und Emanzipation der Menschen gestanden, während sich die Kommunisten von Moskau dirigieren ließen und ihre eigenen Leute verleugneten, zur Selbstkritik und in den Tod zwingen. Kommunisten seien eben antifreiheitlich, autoritär und „rechts“. – Der Saal tobte ...

Die Steffensche Differenzierung und sein apodiktischer Antikommunismus fanden in der Springer-Presse keine Resonanz. Für die konservativen Blätter war Steffen ein „verkappter Kommunist“, obwohl er in jeder Rede gegen Bündnisse von Sozialdemokraten und Kommunisten agitierte. Auf sein Betreiben hin wurde der SPD-Abgeordnete Dr. Richard Bünemann, der eine „Euro-Kommunistische Partei“ gründen wollte, aus der Fraktion ausgeschlossen. Bei einer Bauernversammlung in Schleswig-Holstein rief ein erregter Landwirt im Gejohle der voll besetzten Halle: „Du bist ein Ulbricht-Deutscher!“ – Steffen wurde knallrot im Gesicht und keilte zurück: „Komm her, ich hau Dir eine runter!“ Diese Episode wurde von der Springer-Presse genüsslich dargeboten: Kandidat für das Ministerpräsidentenamt will Bauern verprügeln ...

Der Abgeordnete Jochen Steffen hatte jahrelang im Agrarausschuss des Landtags gewirkt und sich mit der europäischen Landwirtschaftspolitik detailliert auseinandergesetzt. Deshalb ging er gern in Bauernversammlungen und dozierte in plattdeutsch, missingsch und hochdeutsch. Er erklärte die EU-Agrarpolitik des Kommissars Sicco Mansholt und forderte die Bauern auf, alternativlos die EU-Agrarpolitik anzuerkennen, um nicht unterzugehen. Die Bauern wollten das nicht hören, denn die CDU propagierte zur gleichen Zeit: „Wer Bauer bleiben will, kann Bauer bleiben!“ Wenn Steffen seine Zuhörer aber nicht innerhalb einer Stunde zu Sozialdemokraten gemacht hatte, obwohl er alle Kraft und Energie in die Argumentation steckte und schon nach 10 Minuten im klatschnassen Hemd auf der Bühne stand, resignierte er: „Wenn Ihr die CDU wählt und Eure Betriebe kaputtgehen, dann kommt aber nicht bei uns Sozis auf den Hof zu singen!“

Steffen war ebenso ein wirksamer Antikommunist, wie er ein eingefleischter Antifaschist war. Er hasste die alte Garde der ehemaligen Nazis, die nach der kurzen Wiederaufbauperiode der SPD-Regierungen Hermann Lüdemann und Bruno Diekmann Schleswig-Holstein regierten. Der BHE – der Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten – koalierte mit der CDU (nachdem die SPD deren Forderung zurückgewiesen hatte, alle strafrechtliche Verfolgung der Nazi-Verbrechen zu unterbinden) und wurde im Lauf der Jahre von der CDU aufgesogen. In beiden Parteien saßen so viele ehemalige Nationalsozialisten, dass sie zeitweise die Zahl der bürgerlichen Demokraten überwog. Ministerpräsident Dr. Helmut Lemke – später Landtagspräsident – war seit 1933 NS-Bürgermeister in Eckernförde und später in Schleswig gewesen. Dem aufmüpfigen Gefreiten Jochen Steffen bescheinigte er schriftlich: „Im Sinne des National-

sozialismus nicht zuverlässig!“ 1967 standen sich Lemke und Steffen als Kandidaten für das Amt des Ministerpräsidenten gegenüber: hitzige Auseinandersetzungen waren nicht zu vermeiden.

Anfang der fünfziger Jahre waren in Schleswig-Holstein 90 % der in der NS-Zeit tätigen Richter und Staatsanwälte wieder in Amt und Würden. Noch in den sechziger Jahren stellten ehemalige SS-Führer knapp die Hälfte der höchsten Polizeioffiziere im Land. Zitat Bürgermeister Lemke 1933: „Wir alle, jeder an seiner Statt, sind dazu aufgerufen, die Hammerschläge des Dritten Reiches auszuführen.“

Während sich die oppositionellen SPD-Politiker der fünfziger Jahre an die Rituale des Parlamentarismus hielten, hielt der junge Abgeordnete Steffen den belasteten Regierungsmitgliedern rücksichtslos den Spiegel vor. Gegen den BHE-Vorsitzenden und langjährigen Sozialminister Hans-Adolf Asbach wurde 14 Jahre lang wegen „Mordes an Juden im polnischen Bereich“ ermittelt (angeklagt wurde er nie), ebenso wurde der Fall des Euthanasie-Arztes Professor Dr. Werner Heyde, alias Dr. Fritz Sawade, bundesweit bekannt, der zehn Jahre lang unerkannt als Arzt in Flensburg praktizieren konnte. Steffen engagierte sich im Parlamentarischen Untersuchungsausschuss. Die Identität des Massenmörders war in Regierung und Verwaltung bekannt, aber er stand unter dem Schutz von NS-Freundeskreisen, bis sein Vorleben in der kritischen Presse veröffentlicht wurde.

Tatsächlich war das Agrarland Schleswig-Holstein, dessen Nordgrenze lange Zeit umstritten war und erst nach dem Ersten Weltkrieg endgültig festgelegt wurde, in der Schleswiger Region, aber auch in Holstein bis nach Altona dänisch regiert worden. Nach 1866 blieben die beiden Provinzen preußisch. In den letzten freien Wahlen der Weimarer Republik 1932 wählten beide Provinzen als einzige in Preußen mit absoluter Mehrheit NSDAP und wurden damit die Hochburg der Nazis in Deutschland. SS-Freundeskreise an der Westküste sind noch in den siebziger Jahren von Bundestagsabgeordneten der CDU offiziell begrüßt worden. Wohl kein Bundesland hatte so intensiv die nationalsozialistische Ideologie aufgesogen und hat sich der Vergangenheitsbewältigung widersetzt wie Schleswig-Holstein. Eine systematische Aufarbeitung der Zeitgeschichte des Landes in Universitäten, Behörden und Kommunen begann erst unter der sozialdemokratischen Regierung Engholm zu Beginn der Neunziger Jahre.

Der Wahlkampf des Antifaschisten Steffen 1970/71 war für die CDU bedrohlich, da die SPD unermüdlich neue Wählerinnen und Wähler anzog. Von den Hansestädten Hamburg und Lübeck wehte ein liberaler Wind und auch der dänische Abgeordnete im Kieler Landtag forderte mehr geistige Toleranz und Modernität. Selbst die liberal-konservative Wirtschaftspartei FDP wechselte aus der Koalition und versprach ein Bündnis mit Steffens SPD. So wurde der Krupp-Direktor Dr. Gerhard Stoltenberg, langjähriger Bundesvorsitzender der Jungen Union, stellvertretender Bundesvorsitzender der

CDU und 1965 bis 1969 Bundesminister für wissenschaftliche Forschung im Bonner Kabinett, als neuer Spitzenkandidat der CDU aufgestellt. Es war ein Generationswechsel, denn Stoltenberg war historisch unbelastet. Mehr noch: Es war eine Zeitenwende in Schleswig-Holstein, denn Steffens Marxismus und sein Antifaschismus wurden zum Schattenboxen. Der Generationswechsel stand auch bei der SPD an: Noch in der Wahlnacht 1971 gab Steffen die Niederlage zu und begann stufenweise mit dem Rücktritt vom Fraktionsvorsitz und vom Landesvorsitz.

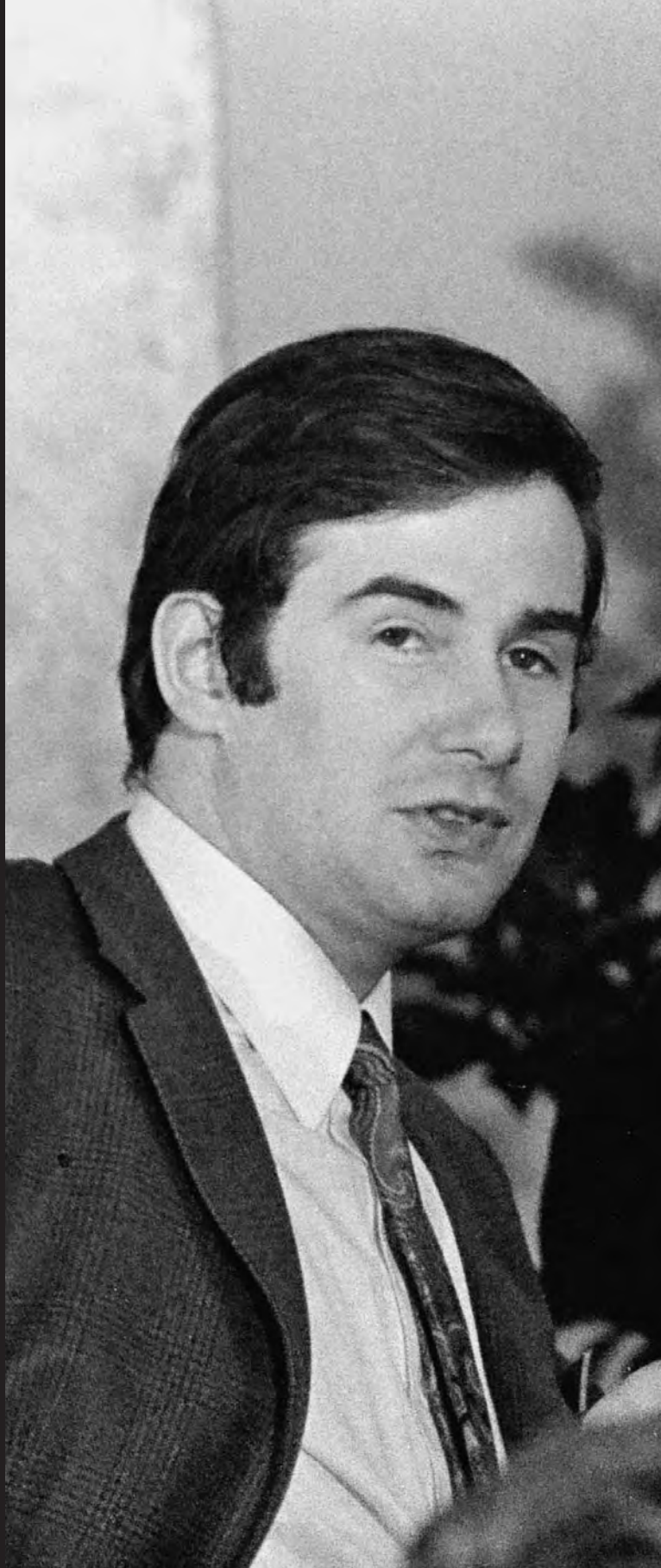
Der Spitzenkandidat der SPD war nach dem Wahlkampf lebensgefährlich erkrankt. Er war energetisch ausgelaugt, rauchte zuviel und hatte sein Leben total auf die Karte Politik gesetzt. Sein Wahlkampf („Der geplante Sieg“) war gründlich vorbereitet und von vielen Helfern geführt worden: dennoch blieb die Hauptlast bei dem einen Mann, den alle sehen und hören wollten. Steffen und Stoltenberg polarisierten die Wählerschaft, es gab nur noch die zwei Personen, die zum Teil gefürchtet, zum Teil begeistert gefeiert wurden. Die FDP mit dem tapferen Vorsitzenden Uwe Ronneburger wurde zwischen den Blöcken zerrieben.

Jochen Steffen und Gerhard Stoltenberg waren Antipoden in der Politik, der eine spontan, sensibel, gerecht und duldsam, der andere technokratisch, autoritär, dogmatisch, ein Computergehirn, ein politischer Karrierist. Beide waren Einzelgänger und Parteiführer, beide waren Kollegen und Assistenten bei Professor Michael Freund an der Kieler Universität, einer ging in den Journalismus, der andere in die Wirtschaft; in der Landespolitik trafen sich beide wieder. Sie achteten und respektierten sich gegenseitig in einer bürgerlichen Form, gleichzeitig verachteten sie die Positionen des jeweiligen Konkurrenten. Nach dem Wahlsieg Stoltenbergs verließ Steffen häufig den Plenarsaal, weil er das hochtrabende Pathos seines Gegners nicht ertragen konnte.

Die SPD Willy Brandts wurde von der Studentenbewegung an den Universitäten überrascht. Mehrheitlich – und im Sinne Helmut Schmidts – sollten die revoltierenden jungen Leute kujoniert werden bis zur Anpassung oder Relegation. Allein Willy Brandt, der Parteipräsident, und mit ihm Gustav Heinemann, der Bundespräsident, forderten Geduld und die Bereitschaft zum Zuhören. Der Berliner Landesverband der SPD forderte am radikalsten den Ausschluss der aufmüpfigen jungen Leute – und verlor eine ganze Generation kritischer Intellektueller. Auch Willy Brandt selbst, der langjährige und anerkannte Bürgermeister, der in der Freien Universität unehrliche Lobesworte auf den Verleger Axel Springer vortrug, wurde vom Publikum zu Recht ausgebuht.

Die Studentenrevolte an den Universitäten um 1968 wurde fast immer von sozialdemokratischen Studenten getragen und von denen, die als Sozialistischer Deutscher Studentenbund SDS bereits aus der SPD relegiert worden waren. Schon ein Jahr zuvor gab es beim Dortmunder Bundesparteitag ein Gedränge und Geschiebe

**Joachim Steffen, auf einer nicht datierten Aufnahme (circa 1971) umgeben von seinen Mitarbeitern Gert Börnsen, der 1988 Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion werden wird, und Günther Jansen, der 1975 Steffens Nachfolge im Amt des SPD-Landesvorsitzenden antritt (von links).  
Foto: Arne Börnsen**





durch junges Publikum, in dessen Gefolge Herbert Wehner die Pfeife verlor und mehrere Prominente in Klamauk und Geschrei gerieten. In der SPD kündigte sich der Generationswechsel an, dem ein Politikwechsel folgen sollte. 1969 wurde der Bundesvorstand der vorstandsfrommen Jungsozialisten im Handstreich abgesetzt und durch eine linke Führung ersetzt, Vorsitzender wurde der Frankfurter Dozent Karsten D. Voigt.

In Frankfurt am Main hatte sich auch schon seit einiger Zeit eine Gruppe linker Sozialdemokraten und kritischer Gewerkschafter zusammengefunden und das Szene-Blatt „Express International“ herausgegeben. Daraus entwickelte sich der „Frankfurter Kreis“, eine lose Diskussionsrunde mit Fraktionierungstendenz unter Leitung des Oberbürgermeisters Walter Möller und des schleswig-holsteinischen Landesvorsitzenden Jochen Steffen. Einige linke Granden kamen dazu, so Rudi Arndt – der spätere Frankfurter Bürgermeister –, Peter von Oertzen – Landesvorsitzender in Niedersachsen – und auch der liberale Landesvorsitzende aus Rheinland-Pfalz, Wilhelm Dröscher. Der Bundesvorstand der Jungsozialisten war dabei, auch Redakteure der „Gewerkschaftlichen Monatshefte“, sowie Mitarbeiter, darunter Steffens immer hilfreicher Referent Georg Beez.

Der Kreis um Möller und Steffen setzte auf die „inneren Reformen“, die die SPD stets versprochen hatte: Mitbestimmung, Vermögensbildung, Bekämpfung der Bodenspekulation. Die Ostpolitik Willy Brandts wurde einhellig unterstützt, aber die inneren Reformen kamen in der Regierung nicht voran (wohl aber das Notstandsprogramm). Die von den meisten abgelehnte Große Koalition in Bonn mit Kanzler Kiesinger wurde als Blockierung sozialdemokratischer Programmatik empfunden. Was die SPD dringend brauchen würde, wären „Grundwerte“ und ein „Langzeitprogramm“.

Dies Thema war Jochen Steffen auf den Leib geschrieben. Mit einer großen Rede wurde er (mit dem Wohlwollen Willy Brandts) 1968 in den Parteivorstand gewählt. Steffen wurde 1973 Vorsitzender der Grundwertekommission, gab den Auftrag aber im November 1976 zurück, denn „als Mensch, als Person und auch als Politiker halte ich den Widerspruch zwischen unseren Prinzipien und unserer tatsächlichen Politik – nebst ihren propagandistischen Begründungen – nicht aus“. Am 12. September 1977 gab Steffen seinen Sitz im Bundesvorstand „ohne jegliche Bitterkeit“ auf. Vorher schon hatte er sich für das „Langzeitprogramm“ engagiert, das von Willy Brandt auf dem Saarbrücker Bundesparteitag vorgeschlagen und vom „Frankfurter Kreis“ mit der Forderung nach Quantifizierung versehen worden war. Der „Entwurf eines ökonomisch-politischen Orientierungsrahmens für die Jahre 1973-1985“ wurde mehrfach überarbeitet, blieb aber letztlich unverbindlich. Sicherheitshalber hatte Helmut Schmidt den Vorsitz übernommen, die Zentrale wollte allzu radikale Thesen vermeiden. Dies wurde bereits deutlich, als ein Parteitag die Investitionslenkung beschloss und sofort durch das Parteitags-Präsidium wieder zurücknahm. In zweiter Abstimmung hoben sich die Hände im Block des Parteivorstandes auf dem Podium als



Signal zur Ablehnung des Parteitages, nur Jochen Steffen und wenige Andere erhoben einsam die Hand zur Annahme.

Das Langzeitprogramm blieb im wesentlichen ein Projekt des „Frankfurter Kreises“ und des Bundesvorstandes der Jungsozialisten. Nach dem Rücktritt Willy Brandts als Bundeskanzler und der Wahl Helmut Schmidts wurde es nicht mehr beachtet. Jochen Steffen entschied sich für Protest und Rücktritt. Als Willy Brandt, der den kantigen Steffen mochte, den Landesvorsitzenden auf einem Parteitag im Juni 1975 in Schleswig-Holstein mit einer Dankesrede verabschieden wollte, fehlte Steffen: Mit schwerem Kopf blieb er im Bett.

Steffen resignierte immer mehr, seine Zeitschriftenartikel wurden radikaler, teilweise schwer verständlich. Er sympathisierte mit der neuen sozialen Umweltbewegung. Sein Landtagsmandat gab er im September 1977 zurück. Seine Nachfolge hatte er geregelt: der junge Flensburger Abgeordnete Klaus Matthiesen war nach nur zwei Jahren als Abgeordneter zum Fraktionsvorsitzenden gewählt worden, zwei weitere Jahre später wurde Bürgermeister Günther Jansen Landesvorsitzender. Als Spitzenkandidaten für die Bundestagswahl 1972 konnte Steffen den Konstrukteur der Ostpolitik, Egon Bahr, nach Schleswig-Holstein holen. Lauritz Lauritzen, der Bundesbauminister aus Schleswig-Holstein, sollte eigentlich Steffens Nachfolger als Spitzenkandidat zur nächsten Landtagswahl werden, er verzichtete aber auf sanften Druck der Jungsozialisten zugunsten von Matthiesen.

Im November 1979, nach heftigen Attacken auf das Atomprogramm der sozialdemokratischen Bundesregierung, trat Jochen Steffen aus der SPD aus. Er blieb demokratischer Sozialist, aber er hatte immer schon erklärt, „die Organisation sei die Magd der Arbeiterbewegung, nicht umgekehrt“. Er rief den neuen Landesvorsitzenden Günther Jansen und einige enge Freunde zu sich an die Westküste und übergab uns sein Mitgliedsbuch. Wir waren konsterniert, denn Steffen war die Symbolfigur der schleswig-holsteinischen SPD. Steffen begründete uns seinen Schritt mit der Politik Helmut Schmidts und der Bundesregierung und betonte seine Übereinstimmung mit der Politik seiner Nachfolger im Land. An Willy Brandt schrieb er: „Die Hauptursache ist, dass wir unsere Überzeugungen bis zur Unkenntlichkeit vermarktet haben und selbst nicht mehr die Wahrheit zu sagen und zu sehen wagen“.

Einige Jahre später, bei einem Landesparteitag in Tönning, luden wir den Parteilosen zum geselligen Abend des Parteitages ein und er kam. Klaus Matthiesen und zahlreiche Delegierte waren empört und verließen den Saal. Wir baten um ein kurzes Grußwort, bei dem er (versehentlich?) seine ehemaligen Parteifreunde als „Genossinnen und Genossen“ ansprach und die Regionalpartei lobte. Es war kein Wort im Zorn, aber Traurigkeit und Resignation gegenüber einer Politik, die er nicht mehr als demokratischen Sozialismus anerkennen mochte.

Im Sommer 1987 besuchte Siegfried Lenz den schwerkranken und bettlägerigen Jochen Steffen, wenige Tage vor seinem Tod. Lenz sprach über Dostojewski, über den er schreiben wolle. Steffen fragte: „Warum das?“

Lenz: „Mich interessiert dieser Mann. Ein gläubiger Zweifler, das könntest Du sein, Jochen!“

Steffen: „Was hat Dir den größten Eindruck gemacht, bei diesem gläubigen Zweifler?“

Lenz: „Der Zwiespalt zwischen Wahrheit und Glaube. Wem würdest Du nachgeben?“

Steffen: „Also wenn Du mich fragtest, und mich diesem Dilemma aussetztest zu wählen zwischen Glaube und Wahrheit, wobei ich natürlich weiß, was alles der Glaube an Wärme und Wohlaufgehenheit einem Menschen liefern kann, ich würde mich immer für die Wahrheit entscheiden, gleichviel, welche Eiskälte und welche Schrecken sie einem bringen kann.“